WARUM WALLISER SO SIND, WIE SIE SIND

Ist das Wallis ein Sonderfall im Sonderfall? Der Walliser Ethnologe Thomas Antonietti erklärt, wie der Kanton seit 200 Jahren seine Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft lebt. Und warum die Walliser schweizerischer sind, als sie denken.

Tradition, die sich wirtschaftlich lohnt: Eringerkühe sind Symbol und Werbeträger für den ganzen Kanton.

Text: Elsbeth Flüeler, Bild: Daniel Fuchs

Thomas Antonietti, das Wallis feiert diesen Sommer seinen Beitritt zur Eidgenossenschaft vor 200 Jahren. Ist es tatsächlich in der Schweiz angekommen?
Thomas Antonietti*: Auf jeden Fall. Das Wallis ist stärker in die Schweiz integriert, als man dies von aussen her wahrnimmt. Und übrigens auch von innen.

Und doch geben sich die Walliser gerne anders. Sie heben sich gerne von den «Ausserschweizern» ab, von allen «nicht Wallisern».
Diese Wahrnehmung ist eine Kombination aus der Zuschreibung von aussen und der Selbstwahrnehmung von innen, und ein Stück weit ist sie auch durch das Selbstverständnis der Schweiz bedingt. Die Schweiz hat ja bei der Ausbildung der nationalen Identität immer auf die Vielfalt gespielt – auf die Vielfalt in der Einheit.

Welche Rolle hat die Schweiz denn dem Wallis zugedacht?
Eine entscheidende Zuweisung geschah in der Zeit der 1930er- und 1940er-Jahre mit der geistigen Landesverteidigung. Die Schweiz suchte damals ihre Identität im Bäuerlich-Ländlichen und machte die alpinen Seitentäler zu Kernregionen ihres Selbstverständnisses. Nehmen wir als Beispiel etwa die Landesausstellung von 1939 in Zürich. Da hatten Orte wie Evolène mit den Trachten, Visperterminen mit seinem Nomadenleben oder das Lötschental mit den Tschäggättä grosse Auftritte. In der Vorstellung von damals befand sich die richtige Schweiz in den Bergregionen. Hier würden die Traditionen und Werte erhalten und gelebt, dachte man. Obwohl das Wallis schon damals mehrheitlich industrialisiert war.

Und die Walliser liessen es sich gefallen, auf Tradition reduziert zu werden?
Es gab handfeste wirtschaftliche Gründe, dass das Wallis diese Zuweisung und die Symbole des Bäuerlich-Ländlichen übernommen hat. Bereitwillig sogar.

Welche?
Mit dem ersten Weltkrieg war der internationale Luxustourismus zusammengebrochen. Die ausländischen Gäste, die Engländer und Deutschen, blieben aus. Man musste eine neue Kundschaft suchen. Dank der ideologischen Aufladung konnte sich ein Binnentourismus entwickeln. Das Wallis hat diese Fremdzuschreibungen zu seinem wirtschaftlichen Kapital gemacht, sie integriert und weiterentwickelt.

Zum Beispiel?
Mit den Eringerkühen und den Kuhkämpfen. Die Kampfkuh ist heute das wichtigste Nutztier und steht für weit mehr als nur für wirtschaftliche Produkte, sie ist ein Symbol und ein Werbeträger für den ganzen Kanton. Die Kuhkämpfe werden inzwischen im Fernsehen übertragen und sind für die Romandie als Sportanlass fast so wichtig wie der Cupfinal. Dabei wurden die Eringerkühe erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Rasse anerkannt. Zuvor war die Landwirtschaft eine Mischwirtschaft. Man baute Getreide an, betrieb Weinbau, hatte etwas Vieh, vor allem Kleinvieh – Ziegen und Schafe. Das Grossvieh hatte bis Ende des 19. Jahrhunderts keine grosse Bedeutung.

Die Zuweisung hat geklappt. Das Wallis und seine Berge sind bis heute für die Städter ein Sehnsuchtsraum.
Die geistige Landesverteidigung hat nach dem Krieg weiter gewirkt, wie ein Kitt. Sie hat die Städte mit den peripheren alpinen Regionen verbunden und die Politik geprägt. Man hat dem Berggebiet wichtige Funktionen für unser Land zugestanden und deshalb auch Anspruch auf Hilfe. Daraus ist eine eigentliche Berggebietspolitik entstanden, wie sie die umliegenden Länder nicht kennen.

Sie sprechen das Bundesgesetz über Investitionshilfe für Berggebiete (IHG) an und die Bundessubventionen, die lange Zeit nach dem 2. Weltkrieg ins Berggebiet flossen.
Dank dieser Gelder für die Strukturförderung konnten die Leute dezentral in den Berggebieten wohnen bleiben und wirtschaften. Ohne den Beitritt zur Schweiz

ValaisWallis Promotion

würden Teile des Wallis vielleicht so aussehen wie die Seitentäler des Piemont: überaltert und weitgehend entvölkert.

Zu Beginn hat sich das Wallis ja eher schwer getan mit der Eidgenossenschaft und sowohl die Bundesverfassung von 1848 wie auch jene von 1874 abgelehnt.
Das waren symbolische Scheingefechte. Das Wallis hat damals gemeinsam mit den katholisch-konservativen Kantonen der Innerschweiz die Bundesverfassung abgelehnt. Da waren föderalistische Gründe ausschlaggebend. Wenn man schaut, was dank der Bundesverfassung von 1874 bezüglich Naturgefahren, Lawinenschutz, Aufforstungen passiert ist: Das wäre ohne die Bundespolitik und Bundesgelder schlicht nicht denkbar gewesen. Was 1874 eine symbolische Ablehnung war, ist heute für den Kanton existenziell. Aus eigener Kraft hätte er das nicht geschafft.

Dann ist das Wallis also schweizerischer, als es sich gibt.
Auf jeden Fall. Die Walliser unterschätzen dies oft. In der Wahrnehmung sowohl ihrer eigenen Geschichte wie auch der Gegenwart. ■

***Thomas Antonietti ist Ethnologe und arbeitet als Konservator am Geschichtsmuseum Wallis in Sitten und am Lötschentaler Museum in Kippel. Im kommenden Sommer 2015 kuratiert er im Lötschentaler Museum eine Ausstellung zum Thema «Das Berggebiet – die Seele Helvetiens?».**

DER WÄCHTER AM RHONEKNIE

Einem Vulkan gleich steht der Catogne, wenn man sich ihm und Martigny nähert, mitten im Tal. Die breite Pyramide versperrt den Wandernden den Weg, wie ein Wächter scheint er ihnen den Einlass ins Rhonetal zu verwehren. Was hat der Catogne zu verbergen?

Swiss-image/Marcus Gyger

Als ob er von weit her sichtbar den Weg versperren wollte: Der Catogne im Südwesten des Genfersees.

Text und Bilder: Elsbeth Flüeler

«Ein Traum von einem Berg!», dachte er, «perfekt als gleichschenkliges Dreieck geformt.» Doch warum nur stellte sich der Berg ihm in den Weg? Ausserdem erinnerte er ihn nur allzu stark an den Vesuvius, der vor wenigen Jahren dem römischen Reich diese schreckliche Katastrophe beschert hatte. Seine eh schon schlechte Stimmung verfinsterte sich zusehends, trotz dem eigentlich strahlenden Wetter. Die Sonne und die Hitze taten das ihre dazu. Was war doch der Weg zum Forum Claudii Vallensium steinig und hart!

Man schreibt das Jahr 100 n. Chr. Er, dieser missgelaunte Mensch, nennen wir ihn Marcus Gallius, ist auf dem Weg zum heutigen Martigny, wo er auf Wunsch des Kaisers als Intendant am neuen Theater wirken soll. Ungern nur hatte er Aventicum, das heutige Avenches, verlassen. Man hatte ihn vielmehr dazu gezwungen, ihm keine Wahl gelassen, und nur die Aussicht auf eine spätere Arbeit am Amphitheater in Augusta Praetoria – dem heutigen Aosta, einer damals aufstrebenden Stadt – hatte ihn mit seinem Schicksal etwas milder zu stimmen vermocht. Und der Berg, der sich ihm, von St-Maurice her kommend – als üble Laune der Natur, wie Marcus Gallius schien –, in den Weg stellte, ist der Catogne, ein Berg mit der Form eine Pyramide, wie ein Vulkan, und der sich von den Bergen ringsherum abhebt. Wie er so dasteht, mitten im Tal, so könnte man tatsächlich meinen, er sei ein ▸

Wächter und wolle das Rhonetal vor unliebsamen Besuchern schützen. Doch wie man sich ihm nähert, so schiebt er sich leicht, gleichgültig fast, zur Seite, um bei Martigny schliesslich sogar hinter der bescheidenen Hügelkette des Mont Chemin zu stehen. Nicht Martigny und das Rhonetal also, sondern die Berge weiter südlich bewacht der Catogne, hier muss das wahre Geheimnis liegen.

Schlaflos in Martigny

Marcus Gallius nahm es mit Erleichterung zur Kenntnis und deutete dies, abergläubisch, wie er war, gar als erstes gutes Vorzeichen an diesem Tag. Das Omen bewahrheitete sich denn auch sehr rasch. Im Forum Claudii Vallesium empfing ihn der Statthalter der Provinz persönlich, wies ihm ein angenehmes Haus zu. Marcus Gallius wurde seinem Ruf als hervorragender Intendant schnell gerecht; das Theater feierte Erfolg um Erfolg und füllte sich immer häufiger bis auf den letzten Rang.

«Dieser Berg», dachte er im Aufstieg, «macht seinem Ruf als Wächter alle Ehre.»

Doch der Berg und seine sonderbare Position liessen ihm keine Ruhe. Warum hatte er ihn, Gallius, täuschen wollen? Warum diese listige Finte, wovon wollte der Berg seine Aufmerksamkeit ablenken? Oft hielten ihn solche Fragen wach, wenn er nachts in seinem Bett lag und je länger er im Forum Claudii Vallesium war, desto stärker stand sein Entschluss fest: Er, Marcus Gallius, würde diesen Berg besteigen, um mit eigenen Augen zu sehen, welches Geheimnis er ihm verbarg.

Der Berg spuckt

Die Geschichte des Marcus Gallius ist selbstverständlich frei erfunden. Doch so abwegig ist sie nicht. Im Jahre 57 v. Chr. nämlich hatten die Römer Octodurum, das heutige Martigny, erobert und die Kelten unterworfen. Im kaiserlichen Auftrag des Claudius wurde hier zwischen 41 und 46 n. Chr. eine römische Stadt errichtet, auch aus strategischen Gründen, um den Weg über den Summus Poeninus, den Grossen St. Bernhard, zu sichern. So weit die Tatsachen, wie man sie heute in den Geschichtsbüchern liest. Der weitere Verlauf der Geschichte des Marcus Gallius beruht auf der Erzählung, die 1985 von Joseph

Der Catogne von der gegenüberliegenden Alp Montagne de Fully aus. Unter dem Gipfel klafft ein Loch, wie der Krater eines Vulkans. Rechts das Mont-Blanc-Massiv.

«Ein Traum von einem Berg! Doch warum nur stellt er sich in den Weg?»

Roduit, einem Unterwalliser aus Fully bei Martigny, aufgeschrieben wurde.

Als sich Marcus Gallius bei den Soldaten des Forums erkundigte, erfuhr er, dass an der Stelle, wo heute der Berg steht, bis noch vor nicht allzu langer Zeit ein zauberhafter, warmer See gelegen hatte, in dem die Römer zu baden pflegten. Bis eines Tages ein Drache erschien. Er tauchte mehrere Male in den See, schwamm wie wild umher und schlug mit seinen Flügeln fürchterliche Wellen. Kurze Zeit später war der See wie vom Erdboden verschluckt; stattdessen klaffte ein tiefes Loch. Dann fing die Erde an zu beben und spuckte heisse Lava aus, die sich mit der Zeit zum Berg auftürmte. Der Beweis für all dies, erfuhr Marcus Gallius von den Soldaten, sei der Krater oben auf dem Berg. Er sei deutlich und von weit her zu erkennen.

Den Wächter bezwingen

Die Erzählung bestärkte Marcus Gallius in seinem Plan. Umso mehr als er von den Soldaten erfahren hatte, dass der Weg zum Summus Poeninus und nach Augusta Praetoria an diesem Berg vorbeiführen würde. Seine Gewährsmänner nannten den Summus Poeninus auch Mons Jovis, Berg des Göttervaters Jupiter, den man hier mit einer Statue verehren würde. Und so schnürte Marcus Gallius denn eines schönen Morgens im Monat Iunius, als die weisse Schneekuppe weggeschmolzen war, die beschlagenen Stiefel, die er sich besorgt hatte, band seine Tunica hoch, dass sie ihn beim Gehen nicht behindere, und schritt dem Berg entgegen.

Nach 1000 Passi verengte sich das Tal. Nach weiteren 1000 Doppelschritten folgte er einem wild sprudelnden, ungestümen ▶

«Bis heute nennen die Einheimischen ihren Catogne ‹La Montagne de la soif›, den Durstberg.»

Bach nach Osten hinter die bescheidene Bergkette und erreichte so den nordöstlichen Fuss der Pyramide. Die Wälder ragten fast senkrecht vor ihm empor. Marcus ging weiter zur gegenüberliegenden westlichen Flanke. Hier zeichnete sich im Gelände eine Möglichkeit ab, den Berg zu besteigen. Erst durch den Wald und später über kahle Berghänge stieg er steil hinauf. Der Berg liess ihn schwitzen und dürsten. «Ein Königreich für einen Becher Wein», schrie er in den strahlend blauen Himmel, und nur dank seinem festen Willen gab Marcus Gallius seinen Plan nicht auf. «Dieser Berg», dachte er im Aufstieg, «macht seinem Ruf als Wächter alle Ehre.»

Der Gefahr entflohen

Wie recht er doch in allem hatte! Bis heute gebärdet sich der Catogne, wie es sich für einen Wächter gehört. Standhaft und still steht er im Schatten der Berge ringsherum. Während diese in zahlreichen Büchern ausgiebig beschrieben und bestaunt sind, gibt es über den Catogne nur wenig zu lesen. Ein einziges Buch* ist ihm gewidmet. Es erschien im letzten Jahr und beschreibt seine ausserordentlich reiche Flora. Als Wanderberg ist der Catogne wenig bekannt, da nicht jedermanns Sache, und bis heute nennen die Einheimischen ihren Catogne «La Montagne de la soif», den Durstberg.

Kurz unter dem Gipfel erreichte Marcus Gallius den Krater, von dem ihm die Soldaten erzählt hatten, und staunte ob dessen Grösse. Ein 500 mal 800 Meter grosser, hufeisenförmiger Einschnitt tat sich vor ihm auf, eine Senke, welche die elegante Silhouette des Catogne unterbricht. Marcus Gallius graute ob der Vorstellung, der Drache könnte diesem Loch entsteigen, ihn mit seinen Fängen packen und sich dann in die Höhe schwingen. Schnell schritt er weiter, dem Gipfel entgegen, und als er endlich oben stand, da hielt er für eine ganze Weile den Atem an, vor Erstaunen, vor Bewunderung und ob so viel Pracht. Das also hatte der Berg seinen Blicken verbergen wollen! Lange blieb Marcus Gallius hier stehen, schaute über die weissen Gipfel mit den grünen Täler dazwischen und suchte in Richtung des Summus Poeninus, den Mons Jovis zu erspähen, den Berg des Jupiters, das Tor zu seinen Träumen.

Dem Himmel ganz nah

Die Berge und Täler, die man vom Gipfel des Catogne aus sieht, tragen heute alle Namen. Es ist dies das Mont-Blanc-Massiv im Westen. Der Catogne erweist sich beim Studium der geologischen Karte als dessen nördlichster Zipfel, dessen Wurmfortsatz sozusagen. Er ist also kein Vulkan, weder Fujiyama noch Vesuv, wie seine pyramidale Form und der hufeisenförmige Einschnitt unter dem Gipfel glauben machen könnten. Der Catogne ist vielmehr ein letzter Pfropfen des hier in die Tiefe abtauchenden granitischen Mont-Blanc-Massivs. Und der Einschnitt im Berg, die Matagna-Vrya – was «umgedrehter Berg» bedeutet – kein Krater, sondern ein Kar, das durch die Erosion eines Gletschers entstanden ist, der sich lange Zeit gehalten hatte und mit dem Abschmelzen eine Moräne hinterliess. Deshalb auch die vielen Blöcke, die hier liegen. Im Osten, nur zwanzig Kilometer vom Mont-Blanc-Massiv entfernt, liegt schon die nächste eisige Gebirgskette mit dem Grand Combin im Norden und dem Mont Vélan im Süden. Und die drei Täler dazwischen sind das Val Ferret, das Entremont und das Val de Bagne. Zusammen bilden sie das Entremont, heute einer von 13 Distrikten des Kantons Wallis.

Die Zeit der Römer hingegen ist fast ebenso vom Erdboden verschluckt, wie damals der See. 2000 Jahre nach Christus und 1500 Jahre nach dem Untergang des weströmischen Reichs ist von ihrer Kultur herzlich wenig mehr geblieben. Nur ein paar Ruinen in Martigny erinnern an diese ferne Zeit. Auch die Berge sind nicht mehr Sitz der Götter, sie sind vermessen und beschrieben, viele ihrer Geheimnisse sind gelüftet. Und dennoch, schaut man ganz gut hin – und dazu braucht es keine Fantasie –, dann sind diese Berge, die der Catogne bewacht, auch heute ganz einfach himmlisch und wie zu Zeiten des Marcus Gallius ein weites Tor zur Inspiration. ■

***Buchtipp für Pflanzenliebhaber: Le Catogne, Egidio Anchisi, in Französisch, Rossolis Verlag, ISBN 9782940365692, 48 Franken**

Matagna-Vrya, die Mulde unterhalb des Gipfels, mutet wie ein Krater an. Die grossen Granitblöcke wurden von einem Gletscher hier deponiert.

Der Lac de Champex, die türkisblaue Perle am Fuss des Catogne. Dahinter das Val Ferret.

DER WÄCHTER IM SÜDWALLIS

La Douay – Champex

Schwierigkeitsgrad: Bergwanderung, nur für Schwindelfreie
Länge: 12,6 Kilometer
Dauer: 7 h 15 min
Kondition: schwer
Aufstieg: 1925 Meter
Abstieg: 1275 Meter
Wanderkarte: 282 T Martigny, 1:50 000, erhältlich im > Wander-Shop
Beste Wanderzeit: ab Mitte Juni, sobald der Gipfel schneefrei ist
Nummer des Wandervorschlags: 1062

Wandervorschlag am Heftende heraustrennen oder auf **www.wandern.ch** (Login Wandervorschläge) mit dem Code **suedwallis** herunterladen.

Der Catogne ist schön zu besteigen, er bietet keine grösseren Schwierigkeiten. Aber er ist happig, kein Zuckerschlecken. Von der Haltestation von La Douay geht es direkt den Berg hinauf zu den Weilern Chez Crettex und Soulalex. Ab hier bis zum Gipfel könnte der Weg nicht einfacher zu finden sein. Da gibt es nur immer diese feine Spur, erst durch den Wald und später über Weiden. Der Weg ist steil, eine kurze Rast tut gut, auch um die Berge im Rücken, Vélan und Grand Combin, anzuschauen. Von der Alp Catogne geht es weiter über steile, von Lawinen gezeichnete Hänge hinauf, dem für den Catogne prägnanten Einschnitt, der Matagna-Vrya entgegen. Viele Granitblöcke liegen in diesem fast flachen Kessel verstreut. Leicht ansteigend geht es ein kurzes Stück nach Westen. Dann schwingt sich der Weg über eine Rippe hinauf zum Grat und dem Gipfel des Catogne entgegen. Der Weg hinunter ist steil, unaufhörlich steil. Die Wegspur ist klar. Die Wandernden tun gut daran, sich darauf einzustellen, dass sie auch im Abstieg ein zünftiger Aufstieg erwartet. Später, im besonnten Hang, fährt dieser Berg so richtig in die Knochen. Der Lac de Champex verspricht zwar Abkühlung, doch er will und will sich nicht nähern.

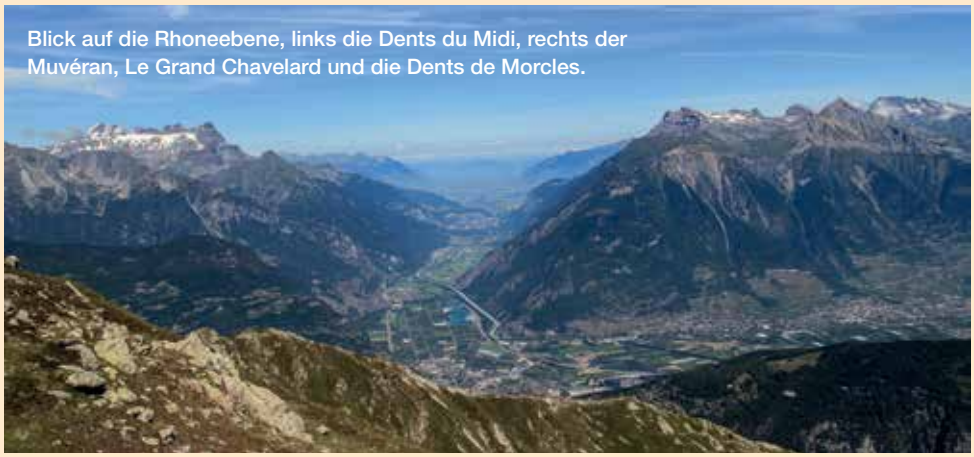
Der Catogne hat eine reiche Flora: Türkenbund.

Bilder: Elsbeth Flüeler

Erreichbar ist La Douay über Martigny und Sembracher. Wer sich die ersten 200 Höhenmeter sparen will, fährt nach Orsières und nimmt ein Taxi bis Soulalex (Grand-Saint-Bernard-Taxis, 079 217 08 27) oder fährt mit dem Bus nach Chez les Reuses und wandert nach Soulalex. Zurück mit dem Bus ab «Champex, Lac» und Orsières nach Martigny.

Einkehren in mehreren Gaststätten in Orsières und Champex-Lac.

Elsbeth Flüeler


Blick auf die Rhoneebene, links die Dents du Midi, rechts der Muvéran, Le Grand Chavelard und die Dents de Morcles.

Tipp

Alpengarten und Mikrokosmos zugleich: Flore-Alpe, der Alpengarten in Champex-Lac, wurde 1925 auf einer Parzelle von 600 Quadratmetern angelegt. 2007 wurde er mit dem Schulthess-Gartenpreis des Schweizer Heimatschutzes ausgezeichnet. **027 783 12 17, www.flore-alpe.ch**